

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 84=104 (1938)

Heft: 10

Artikel: Krieger und Soldat

Autor: Grunwaldt

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-15417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

les triomphes, car ils imposent des devoirs; ils commandent l'effort en commun.»

Les qualités des combattants ne peuvent atteindre leur plein rendement que s'ils forment une troupe présentant toute la cohésion nécessaire.

L'intérêt de l'armée est que la plus grande camaraderie règne entre ses hommes et gradés et qu'ils soient tous unis par les liens de l'amitié.

Ils constituent une cohorte de militaires qui savent serrer les rangs, qui, à chaque occasion, donnent l'exemple de la plus fraternelle cohésion et qui ont la même pensée: «L'armée est une et indivisible.»

Le Capitaine Reguert est l'auteur du livre: «Les Forces morales» (dédié au Maréchal Pétain) qui a obtenu le «Prix audiffred» de l'Académie des sciences morales et politiques. Editeur: Lavauzelle et Cie., 124 Bd. Saint-Germain, Paris.

Krieger und Soldat

Von Regierungsrat *Dr. Grunwaldt, Berlin.*

Eine germanische Heldensage berichtet davon, dass beim Einzuge in eine befreundete Stadt sich im Gefolge des Königs riesige Recken befunden hätten, deren Arme mit schweren Ketten gefesselt waren, damit sie nicht im plötzlichen Ausbruch ihrer elementaren Kampfeswut unter der festlich gestimmten Menge ein Blutbad anrichteten. Der Zerstörungs- und Tötungstrieb dieser Männer war so urgewaltig und unbändig, dass eine dergestalt groteske Sicherungsmassnahme notwendig gewesen sei . . .

Besser als jede tiefgründige Interpretation erläutert uns jenes anschauliche Bild den Begriff des «Schlagetots», des «Töters um des Tötens willen», ja, in gewissem Sinne auch den des — «Kriegers»!

Ein anderes Beispiel aus neuester Zeit: durch Fliegerbomben und Trommelfeuer ist der Gegner zermürbt worden und beginnt zu fliehen. Die siegreichen Truppen drängen nach, als der strategisch notwendig gewordene Befehl zum Rückzug sie zurückruft. Und sie folgen dem Befehl, sie überwinden in sich die urtümlichen Triebe der Rache und des Triumphrausches, sie beweisen sich als — «Soldaten».

Obzwar in diesen kurzen Schilderungen zweifellos schon bestimmte Merkmale der beiden Begriffe «Krieger» und «Soldat» auf sinnfällige Art zu uns sprechen, bedarf es doch wohl noch mancher Ueberlegungen, um zu einer eindeutigen und wissenschaftlich haltbaren Unterscheidung zu gelangen.

Denn, wie kommt es, dass wir die germanischen Vorfahren immer nur als «Krieger» bezeichnen? Waren sie im Kampfe wirklich einzig und allein ungeschlachtene Draufgänger, ähnlich denen im ersten Beispiel?

Den Römern, deren feinsinnige Kriegs«kunst» sie im furor teutonicus oft brutal zerschlugen, schien es so. Ihren Feldherrn war es unfassbar, dass ein solcher unrhythmisch sich bewegender und kämpfender, einzig seiner wuchtigen Stosskraft vertrauender Angriffshaufe ihre taktisch geschulten Legionen überrennen und zerstampfen konnte. Sie sahen nur das Unorganisierte und Ungezügelte am Gegner, mithin nur das Negative des «kriegerischen» Auftretens. Sie sahen aber nicht die tieferen Quellen, aus denen dieses Kriegersein floss und die ihm den Akzent des Heroismus verliehen.

Ursprünglich ist seiner Wesensform nach der Krieger. Er steht zu Beginn der Menschheitsentwicklung ähnlich wie sein Bruder, der Jäger, oder wie sein Gegenpol, der Ackerbauer, oder wie der priesterliche Arzt und der Künstler. Aber er steht für sich allein, denn sein gewaltiger Schwertarm beschreibt gleichsam einen Kreis um ihn, innerhalb dessen sich niemand zu behaupten vermag, es seien denn seine Knechte oder Knappen. So wird er einsam: ein Abenteurer, wenn er selbstbezogen handelt; ein Held, wenn ihn ethische Motive leiten. Tut er sich mit anderen aus Zweckmässigkeitsgründen im Gefecht zusammen (nie mag sich ein Krieger mit anderen zusammen«schliessen»!), so bleibt er selber doch immer sein eigener Mittelpunkt. Seine Kraftfülle kann nicht mit derjenigen anderer Krieger addiert werden und als bestimmter Teil einer Gesamtsumme einen einheitlichen Kampfwert darstellen. Einmalig wie seine Waffen, die berühmt sind und jede für sich weitbekannte, vielbesungene Namen tragen, ist und bleibt er selbst einmalig.

Einen Nachklang dieses Phänomens finden wir noch in den Ritterheeren. Und ein Zerrbild solchen ichbezogenen Freiheitsdranges bietet uns die Raubritterzeit.

Aber wir verstehen jetzt: der Krieger ist sich selber Gesetz, er vertritt seine Taten nur vor sich selber. Der Kampf ist ihm die volle Offenbarung des Mannestums. Schlimm ist der «Strohtod», noch schlimmer jedoch wäre der Zwang, zwar kämpfen, aber sich den Gegner nicht selber suchen zu dürfen.

Im totalen Gegensatz hierzu befindet sich der Soldat. Er gehorcht und er kämpft auf Befehl. Nicht *er* trägt die moralische Verantwortung für das, was geschieht, sondern sein Befehlshaber. Er führt nur aus. Er ist ein Glied des Heeres, jenes gewaltigen Körpers, der dirigiert und eingesetzt wird.

Darum braucht er bei seinem Auftreten auch nicht den Waffenglanz oder die erbeuteten Trophäen erschlagener Feinde, wie ihrer der Krieger als Legitimation seines Heldseins bedarf. Nein, gerade die Einheitlichkeit der Kleidung, die Uniform, ist der Ausweis des Soldaten, ohne welchen er als Spion oder Franktireur zwangsläufig ausserhalb der militärischen Rechte steht.

Selbst seine Waffen sind «genormt», denn der Befehlshaber arbeitet ja nicht mit den imponderabilen Kräften einzelner Krieger, sondern zunächst nur mit «Gewehren», die mit errechenbarer Feuerwirkung eingesetzt werden können. Ihre Träger aber sind zum Waffen«dienst» verpflichtete Männer der verschiedensten Berufs- und Lebensschichten, die keine «Krieger» darstellen, sondern auf Befehl des Staates die militärischen Funktionen erlernten und danach auszuüben imstande sind.

Es ist zweifellos schwerer, Soldat zu sein, als Krieger zu sein. Schwerer, seine soldatische Pflicht zu tun, als seinen kriegerischen Instinkten freien Lauf zu lassen!

Im abessinischen Feldzuge lag der ethische Schwerpunkt auf Seiten der italienischen Soldaten, die in sengender Sonne, Urwäldern und Gebirgen befehlsgemäss für das römische Imperium fochten, während den gegnerischen Kriegerhorden der Kampf aus jahrhundertelangen, gegenseitigen Stammesfehden heraus bereits ein Bestandteil ihres Wesens geworden war. Soldat und Krieger, Pflichterfüller und Kämpfer um des Kampfes willen, standen sich hier einmal in klarster Trennung gegenüber.

Und doch kann der Soldat der *nur* Soldat ist, niemals zur militärischen Höchstleistung gelangen. Als Berufssoldat, als Söldner, wird er zwar in technischer Vollendung das Kriegshandwerk auszuüben imstande sein. Aber er wird keiner wirklichen Heldentaten fähig sein, wenn nicht sein Verhältnis zum Staat, der ihm zu töten befiehlt und den er selber doch eigentlich erst schützt und hält, ein so tiefverwurzeltes ist, dass hier Ichheit und Wirtheit zusammenfliessen. Dass sich an diesem Punkte eine Synthese ergibt zwischen dem Zwangsläufigen und dem ewig Gültigen, der äusseren Form und den ethischen Gesetzen in der Brust eines jeden echten Mannes.

Denn, wie es W. Picht in seinen «Wandlungen des Kämpfers» (Berlin 1938) einmal nennt: «Wo Waffen getragen werden, da wird, jenseits aller Wandlungen in der Erscheinungsform des Kämpfers, die Schicht angerührt, in der sich durch die Jahrtausende die kriegerische Substanz des Mannestums unverändert erhalten hat.»

Haben wir uns hier vielleicht in einen Widerspruch verrannt? Münden hier doch die Begriffe Soldat und Krieger, deren Gegen-

satz wir eben erst herauszuschälen uns bemühten, konturlos ineinander?

Nein. Stets werden diese beiden polaren Kennzeichnungen von einander geschieden bleiben. Nur: wo der Soldat als Diener des Staates, als Rädchen im grossen Maschinenwerk der Armee, sich selbst überwunden hat und einzig seine eiserne Pflicht zu tun gewillt ist — da ist der Platz geschaffen und die Basis gebnet für jenes elementare Vermögen des Kriegerischen. Disziplin und Manneszucht, diese soldatischen Kardinaltugenden, werden dann von innenher durchglüht vom Feuer der Kampfleidenschaft, vom kriegerischen Rausch des Tötens, der dem Manne so urtümlich ist wie andererseits der Wille zur Zeugung.

Jetzt sehen wir es klar: in der Pflichtsphäre ruht das Soldatsein — in der ekstatischen Uebersteigerung der psychophysischen Kräfte jedoch bricht das Kriegersein hervor.

Aber nur, wo die strenge Form zuvor geschaffen ward, darf die stimulierende Wirkung atavistischer Regungen für kurze Zeit entscheidend aufflammen. Geschieht es umgekehrt, so wird die Zügellosigkeit triumphieren und in ihr zwar gewaltig, aber unfruchtbar das zerstörende Prinzip, das Tierhafte!

Wo aber steckt in diesem Wellenschlag psychischer Gegebenheiten das formulierbare Gesetz der Wehrethik?

M. Simoneit, der wissenschaftliche Leiter der deutschen Wehrmachtpsychologie, kristallisierte es in einem einzigen Satze: «Der Soldatenberuf selbst bleibt infolge seiner hohen Berufung im Grunde seines Wesens ein tiefster Beruf» (Wehrethik, Berlin 1936).

Das ist wahr: zum Krieger gehören Waffengeklirr, Trinken und Dirnenlachen — der Soldat indessen ist anspruchslos und schlicht. In Feldgrau, das Gesicht unter dem starren Stahlhelmsrand, tut er seine Pflicht. Phrasenlos bis zur Sachlichkeit sind seine Feststellungen. Der «Heldenjargon» war im Weltkriege verpönt, die Frontsprache in ihrer urwüchsig-derben Art dominierte.

Ueber allem aber lag ein Ernst, der hie und da vielleicht in Galgenhumor abgleiten, nie aber in Leichtfertigkeit ausarten konnte.

Ernst, das heisst Todesbereitschaft und Bewusstheit des schweren Loses. Ernst, das bedeutet das Hinaufheben des einzelnen, vielleicht sinnlos anmutenden Schicksals in die allgemeingültige Schicht des Notwendigen, in die überindividuelle Verbundenheit aller Volksgenossen . . .

«Kämpfer» wird in einem künftigen Kriege jeder auf seinem Posten sein, gleichgültig ob Mann oder Frau.

«Soldat», das ist der Ehrentitel für den, der bewaffnet die ernste, heilige Pflicht für Volk und Vaterland erfüllen muss und darf.

«Krieger» aber bedeutet, jene Urquelle des Mannestums erschlossen zu haben, die an sich wild und hemmungslos sprudelt, die jedoch, eingefasst in das Bett strenger soldatischer Form, zum Siegesstrom aller militärischen Möglichkeiten wird:

Urphänomen des Willens zur Tat!

Soldat und Zivilist

Von *E. v. Schenck*

Die Rhythmen des geschichtlichen Lebens scheinen von den Jahrhunderten auf die Jahrzehnte übergegangen zu sein. Während die soziologischen Typen, die das Kulturbild des Abendlandes bestimmt haben, vom Bauern auf den Priester und Ritter und dann den Bürger wechselnd, jeweilen grosse Zeiträume beherrschten, scheint heute das Bild sich in wenigen Jahren radikal zu ändern. Das Ende des Krieges schien eine endgültige Ablösung der kurzen Vorherrschaft des *Soldaten* durch den *Arbeiter* gebracht zu haben, während wir heute wieder ganz im Zeichen des Militarismus zu stehen scheinen. Mit grösserer Mühe zur Distanz freilich gelingt es uns, mindestens zu ahnen, dass hier nur die kürzeren Wellenschläge einer viel prinzipielleren Umschichtung sichtbar werden, wie es sie auch früher durch die Wechselverhältnisse der historischen Geschehnisse gab.

So ging uns am Beispiel der modernen Diktaturstaaten plötzlich die Möglichkeit auf, dass die Entwicklung des letzten Jahrhunderts dem sie bestimmenden *Bürgertum* einen *Gegentyp* geschaffen habe, der *Arbeiter und Soldat umfasst*, die bis dahin unvereinbare Gegensätze schienen. Am radikalsten hat diesen Gegenteilstypus bis jetzt *Ernst Jünger* visiert, dem er im Angesicht des tausendfachen Todes der Materialschlacht aufging. Der Nietzsche'sche Uebermensch gibt sich in Jüngers Büchern aller romantischen Restvorstellungen entkleidet. Die Skepsis dem nihilistischen Pathos seiner Visionen gegenüber scheint sich in seiner jüngsten Entwicklung zu rechtfertigen, die deutliche Ansätze zu einer neuen, in überraschend zählebige Untergründe europäischer Bildungswelt reichenden — sagen wir ruhig Humanität zeigt. Man könnte an diesem Beispiel Jünger vielleicht am deutlichsten zeigen, dass der Typus des Zivilisten nicht so radikal überlebt ist, wie er selbst es noch vor Jahren glaubte. Dabei liesse sich daran erinnern, dass ein so ausschliesslich ziviler Mensch